

Rezensionen zum Thema
,Herstory‘

Franziska Bergmann

Neue Erkenntnisse für die Annemarie-Schwarzenbach-Forschung

Alexis Schwarzenbach (2008) *Auf der Schwelle des Fremden. Das Leben der Annemarie Schwarzenbach*. München: Collection Rolf Heyne (420 S., 58 Euro).

Anlässlich ihres 100. Geburtstages erfuhr die Schweizer Schriftstellerin und Reisejournalistin Annemarie Schwarzenbach 2008 eine rege mediale und literaturwissenschaftliche Beachtung. Eine Vielzahl an Feuilletons in Magazinen und Tageszeitungen zeugt von einem ungebrochenen Interesse an der 1987 wieder entdeckten Autorin. Im Fokus der Auseinandersetzungen steht Annemarie Schwarzenbachs außergewöhnliche Biografie, denn Schwarzenbach führte ein kurzes, aber äußerst intensives, unkonventionelles Leben. Die Beschäftigung mit ihrem literarischen und journalistischen Werk hingegen nimmt zumeist eine marginale Position ein.

Alexis Schwarzenbach, promovierter Historiker und Großneffe der Schriftstellerin, legt nun einen grafisch aufwändig gestalteten Band vor, dem es in überzeugender Weise gelingt, nicht allein das Leben der Autorin, sondern gleichermaßen ihr Werk, ihre Wirkung sowie ihre Zeit eingehend zu beleuchten. Anhand eines sorgfältig recherchierten und aufbereiteten Quellenmaterials zeichnet Alexis Schwarzenbach die Biografie seiner Großtante detailliert nach und reichert seine Darstellungen gewinnbringend durch historische und literaturwissenschaftliche Kontextualisierungen an. Neben Fotografien aus Familienalben der Schwarzenbachs sind in *Auf der Schwelle des Fremden* u.a. Nachdrucke von Briefen, medizinischen Gutachten, Abdrucke von Buchcovern oder Zeitungsartikeln versammelt. Wie umfangreich und zugleich aufschlussreich die Sichtung der ausgewählten Quellen gewesen sein muss, beschreibt der Historiker selbst in seinem Vorwort:

Zum Teil stammen diese [i.e. historischen Quellen] aus privaten Archiven, zum Teil aus öffentlichen, in vielen Fällen wurde das Material zum ersten Mal ausgewertet. So war es dank eines Digitalisierungsprojektes möglich, nicht nur die Schriftstücke des im Schweizer Literaturarchiv Bern befindlichen Nachlasses meiner Großtante einzusehen, sondern auch ihr gesamtes, mehr als 5000 Aufnahmen umfassendes Fotowerk (...). Eine neue Bibliografie ermöglichte es mir außerdem, Annemaries über 300 Einzelartikel umfassendes journalistisches Werk erstmals komplett und in chronologischer Reihenfolge zu lesen. (6, 7)

Die vorliegende Rezension soll primär die neuen Erkenntnisse, die sich aus der Sichtung des Archivmaterials für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Annemarie Schwarzenbach ergeben, beleuchten. Weniger wird hier die Biografie in den Fokus gerückt, denn diese dürfte durch die enorme mediale Präsenz der Schriftstellerin in den vergangenen Jahren hinlänglich bekannt sein (vgl.

hierfür auch die Rezension von Esther Fischer-Homberger in diesem Band). Es sei nur soviel bemerkt, dass Annemarie Schwarzenbach 1908 als Tochter einer reichen Schweizer Großindustriellenfamilie zu Welt kam, sich schon früh für das Schreiben begeistern konnte und zu Beginn der 1930er Jahre in der Berliner *Bohème* verkehrte. Dort freundete sie sich mit Erika und Klaus Mann an. Annemarie Schwarzenbach verstieß gegen viele bürgerliche Konventionen, stand offen zu ihrem lesbischen Begehren, konsumierte häufig Drogen und war erklärte Antifaschistin. Die guten finanziellen Verhältnisse der Familie ermöglichten ihr zahlreiche Reisen u.a. in den Orient, in die USA und nach Afrika, die Annemarie Schwarzenbach hervorragend durch Fotos und Reiseberichte dokumentiert hat. Im Jahre 1942 starb sie an den Folgen eines Fahrradunfalls im Schweizerischen Engadin.

Für eine *gender*-sensible Literaturwissenschaft dürfte insbesondere das jüngst aufgefundene Prosafragment von Annemarie Schwarzenbach, *Eine Frau zu sehen*, von Interesse sein, das dem Band *Auf der Schwelle des Fremden* als Hör-CD beigelegt ist. In *Eine Frau zu sehen* schildert eine Ich-Erzählerin ihre Sehnsucht nach einer Frau, der sie nur kurz während des Skiurlaubes in St. Moritz im Fahrstuhl begegnet und mit ihr begehrlische Blicke austauscht. Entgegen jeglichem Bedenken ihrer Familie folgt die Erzählerin allein ihrer Leidenschaft und setzt alles daran, diese Frau ein weiteres Mal zu treffen. Frappierend ist, dass es Schwarzenbach gelingt, mittels der gewählten Perspektive die Erzählsituation kaum geschlechtlich zu markieren, denn ihr ‚ich‘ ist zunächst neutral. Die geringe oder fehlende geschlechtliche Einordnung von Figuren ließe sich, so Alexis Schwarzenbach, auch in anderen Texten der Autorin nachweisen (z.B. in *Das glückliche Tal*). Überzeugend hält Alexis Schwarzenbach diesbezüglich fest, es handle sich bei dieser narrativen Technik „weniger um den Versuch, die Liebe der Hauptfigur zu einer Frau dem heterosexuellen Standard anzupassen, um eine Veröffentlichung nicht zu gefährden“, vielmehr gehe es dabei um „die Infragestellung traditioneller Geschlechtergrenzen an sich“ (259). Schwarzenbachs Strategie scheint, wenn wir an die *gender*-kritische Gegenwartsautorin Jeannette Winterson denken, somit deutlich avantgardistisch zu sein.

Des Weiteren versammelt der Band zahlreiche Faksimile-Abbildungen von Schwarzenbach-Texten, die bislang nicht publiziert oder nach ihrem Tod nicht wieder aufgelegt wurden. Weitestgehend unbekannt dürften Annemarie Schwarzenbachs lyrische Arbeiten sein – ein Großteil gilt als verschollen. In *Auf der Schwelle des Fremden* findet sich der Nachdruck des Gedichtes *Krankenhaushausnacht*. Darin schildert ein – erneut geschlechtlich uneindeutiges – lyrisches Ich seinen Krankheitszustand und seine Sehnsucht nach einer abwesenden Geliebten (vgl. 81). Alexis Schwarzenbach konnte auch die Novelle *Eine Frühlingserscheinung* ausfindig machen, die 1938 in der *Neuen Züricher Zeitung* erschienen ist, die aber in der Buchausgabe der Novellensammlung *Bei diesem Regen* (1989) fehlt. *Eine Frühlingserscheinung* schildert die Unzufriedenheit und das Heimweh einer Offiziersgattin, die sich mit ihrem Mann für längere Zeit in Syrien aufhalten muss.

Neben den Faksimile-Nachdrucken konnte Alexis Schwarzenbach zudem zahlreiche, bisher teilweise unveröffentlichte Fotografien, die während Annemarie Schwarzenbachs Reisen entstanden sind, in *Auf der Schwelle des Fremden* publizieren. Diese Fotografien sind insofern für die Literaturwissenschaft aufschlussreich, als sich zwischen den Fotografien und den literarischen Texten Schwarzenbachs zahlreiche motivische Parallelen feststellen lassen. So finden sich immer wieder Fotostrecken, die, ebenso wie literarische oder feuilletonistische Texte, das Motiv der Reise aufgreifen: Annemarie Schwarzenbach lichtete mit Vorliebe leere Straßen ab, die schier unendlich erscheinen. Über die Landstraßen in Persien und Afghanistan schreibt die Autorin 1936, sie seien „das große Abenteuer des Orients“ (zit. n. Alexis Schwarzenbach, 133). Ähnliche Straßenabbildungen tauchen in Fotoarbeiten auf, die Schwarzenbach 1936/1938 in den Vereinigten Staaten gemacht hat. Wie fruchtbar eine Auseinandersetzung mit dem Verhältnis ihrer Texte zu den Fotografien ist, konnte im Oktober 2008 die Konferenz „Annemarie Schwarzenbach. Werk, Wirkung, Kontext“, die in Sils-Maria stattfand, belegen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Alexis Schwarzenbachs Band *Auf der Schwelle des Fremden* äußerst gelungen ist, da der Historiker eben nicht ausschließlich den Fokus auf die persönlichen biografischen Daten seiner Großtante legt, sondern diesen gleichberechtigt ihr literarisches und journalistisches Schaffen beordnet. *Auf der Schwelle des Fremden* bietet eine enorme Bandbreite an detaillierten und wissenschaftlich fundierten Informationen und stellt somit eine wertvolle Quelle für literaturwissenschaftliche Arbeiten dar, die sich mit Annemarie Schwarzenbachs Werk beschäftigen.

Esther Fischer-Homberger

Leben zwischen Widerstand und Anpassung

Dominique Laure Miermont (2008) *Annemarie Schwarzenbach. Eine beflügelte Ungeduld. Biografie. Aus dem Französischen von Susanne Wittek*. Zürich: Ammann Verlag (470 S., 34,90 Euro).

Im ersten Halbjahr 2008 sind bereits 15 Publikationen von und über Annemarie Schwarzenbach (1908-1942) erschienen. Dazu gehört auch die hier vorgelegte deutsche Übersetzung von Miermonts Buch (Paris 2004). Schwarzenbach ist, nachdem ihr Name fast ein halbes Jahrhundert aus der Öffentlichkeit verschwunden war, seit den 1990er Jahren geradezu zur Kultfigur geworden.

Auffallend groß, schön, klug und reich – Tochter des Schweizer ‚Textilbarons‘ Alfred Schwarzenbach – übte Annemarie einen Zauber auf männliche wie weibliche ZeitgenossInnen aus, nicht zuletzt durch ihre androgyne Erscheinung – und mit ihrem repräsentativen Leiden an sich und der Welt. Untröstbar und unstillbar süchtig nach Nähe und Ferne, Frauen und Opiaten, ist sie im Alter von vierunddreißig Jahren zu Tode gekommen. Der Vater wird als freundlich

und fürsorglich geschildert, er pflegte viel zu wandern und im Engadin Golf zu spielen. Die Mutter Renée – Tochter von General Ulrich Wille und Clara von Bismarck – ist als autoritäre, dem Nationalsozialismus zugeneigte, dabei impulsive Herrin in Erinnerung geblieben. Sie schwärmte für Musik und Pferdesport. In ihrer Beziehung zur Tochter Annemarie zeigt sich eine fatale Störung (welcher sich Letztere nach dem Tod des Vaters 1940 noch vermehrt ausgesetzt finden sollte). Als Reiterin konnte es Annemarie zum Beispiel mit ihrer Mutter nicht aufnehmen – beim Springen stellten sich Lähmungserscheinungen ein. Die Welt stand ihr offen und war doch zu eng. Das *Märchen von der gefangenen Prinzessin* (1929) ist der erste ihrer erhaltenen literarischen Texte. Ihr Geschichtsstudium schließt sie mit *Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit* (1931) ab.

Aus Miermonts Buch gewinnt man etwa folgendes Bild von Annemarie Schwarzenbach: Ihr Verhältnis zu ihrem großbürgerlichen, stramm rechts stehenden Elternhaus oszilliert – emotional und finanziell – zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit. Sie sucht einen Weg zwischen Loyalität und Rebellion, kein leichtes Unterfangen für die enge Freundin der Geschwister Erika und Klaus Mann, die offenen Widerstand gegen das Naziregime leisten. Mit Schuldbewusstsein und Leiden versucht Annemarie zu begleichen, was sie ihrer Herkunftsfamilie schuldig bleibt. Lebbare Räume findet sie im Aufbruch und auf Reisen: Sie zieht nach Berlin, wo sie in enger Verschränkung Drogen, homosexuelle Subkultur, Kunst und linke Politik kennen lernt. 1933 fängt sie an, journalistisch tätig zu sein und größere Reisen zu unternehmen: innerhalb von Westeuropa, später weiter östlich, in die USA und den (seinerzeit Belgisch-) Kongo. Immer sucht sie einen möglichen Bezug zum zerrissenen Europa, zu ihrer eigenen zerrissenen Welt, und in Grenzerfahrungen findet sie sowohl Festigung als auch Auslöschung der eigenen Identität. Von ihren Beziehungen zu den Frauen, die ihren Weg säumen, zeigen sich an der offiziellen Oberfläche hauptsächlich Turbulenzen, Verzweiflung, Leiden. Hie und da bahnen berauschende Substanzen einer maßlosen Wut den Weg. Unzählige Male wird ihre Drogenabhängigkeit in verschiedenen psychiatrischen Einrichtungen durch Entzug kuriert – zur eigenen Qual und zu derjenigen ihrer zahlenden Familie. Aber nicht nur damit bleibt Annemarie am Geldtropf der Schwarzenbachs hängen: Ihr Lebensstil ist aufwändig, ihre Einkünfte als freie Autorin sind mäßig. Im Schreiben findet sie jedoch eine sozial verträgliche und produktive Art von Austausch mit ihrer Umwelt: Als Neunjährige hat sie, nach eigener Aussage, ihren ersten Roman geschrieben, weitere sollten folgen. In ihren Reportagen und Fotografien spiegeln sich Sozialkritik und Menschlichkeit und ein Engagement für die Versöhnung – ‚der verlorene Sohn‘ ist ein Motiv, das ihr Werk durchzieht – namentlich Versöhnung der Welt der Mächtigen und derjenigen der Ausgebeuteten, der Armen. 1935 heiratet Annemarie Schwarzenbach in Teheran den französischen Diplomaten Claude Clarac, mit dem sie bis an ihr Lebensende locker verbunden bleibt.

1933 schreibt sie *Flucht nach oben*, wobei ‚oben‘ offenbar in Richtung der kindlichen Reinheit, des Geistes, der Liebe, der Menschlichkeit – und der Berge – weist.

1935, so berichtet Miermont, mieten ihr die Eltern ein Haus in Sils Baselgia. Die Silser mögen sie gerne, und Gäste gehen ein und aus, allen voran die Geschwister Mann. Nach dem Tod des Vaters will die Familie das Haus nicht weiter finanzieren, dank der Hilfe einiger FreundInnen kann es aber weiter gehalten werden.

1942 stürzt Annemarie Schwarzenbach im Engadin vom Fahrrad, es wird von einer Schramme im Schläfenbereich, schwerer Gehirnerschütterung, Koma, ernstem psychiatrischem Syndrom gesprochen; in der psychiatrischen Klinik Prangins ist von geistiger Verwirrung und einer toxischen Encephalitis nach Drogenmissbrauch die Rede. Zwei Monate später stirbt sie in Sils unter der von der Mutter organisierten isolierenden Obhut zweier Pflegerinnen, die angewiesen gewesen seien, keinerlei Besuche zuzulassen.

Die Diagnostik erscheint unscharf und irrlichternd – dass eine Euthanasie vorlag, hat Annemaries Großneffe Alexis Schwarzenbach belegt. Es wäre interessant, ihren Fall unter medizinhistorischem Aspekt genauer zu untersuchen.

Es folgen ehrende Nachrufe, während die Familie ihr schwarzes Schaf aktiv zu vergessen strebt: Erst, nachdem die Mutter und die Großmutter Clara Annemaries gesamte Korrespondenz vernichtet haben (Hunderte von Briefen – von Klaus und Erika Mann, Carson McCullers, Ella Maillart etc.), erfährt die Freundin Anita Forrer, dass sie testamentarisch als Nachlassverwalterin eingesetzt ist. Auch die Tagebücher der Toten sollten getilgt werden. „Ich (...) fand immer das Aufrühren jedweden Unerfreulichen und jeden Schmutzes eine Niedertracht. (...) Es sind schon der ‚wilden‘ Gerüche genug“, (407 f) schreibt die Großmutter Clara an die Nachlassverwalterin, die sich vergeblich gegen die familiäre Übermacht zur Wehr zu setzen sucht.

Aber Annemarie Schwarzenbach hat sich, was auch die vorliegende Biografie belegt, als ‚revenant‘ erwiesen. Ihr ebenso außergewöhnliches wie zeittypisches Leben fasziniert noch umso mehr, als es hätte geheim bleiben sollen. 1987 ist Charles Linsmayers ausführliches biografisches Nachwort zum Neudruck von *Das glückliche Tal* (Original Zürich 1940) erschienen. Fast gleichzeitig ist auch Roger Perret im Schweizerischen Literaturarchiv auf den Nachlass Schwarzenbach gestoßen – „Annäherung an ein Porträt“ hat er seinen Beitrag in der zweiten Nummer von „Der Alltag“ betitelt. Mit Alexis Schwarzenbach hat auch die Familie die verlorene Tochter repatriert. Etwas von dem Zauber, welchen Annemarie Schwarzenbach auf viele ihrer ZeitgenosseInnen ausübte, wirkt weiter, im Rahmen des enttabuisierten Nachdenkens über Genderfragen darf er auch benannt werden. Und zunehmend interessieren sich auch weitere Kreise für ihre Schriften. Miermont zitiert daraus in erster Linie autobiografisches Material, welches, zwar in verschlüsselter Form, Schwarzenbachs literarisches Werk dichter durchzieht als ihre Reportagen, die auf sehr berührende Weise einen geschärften, differenzierten Blick auf Atmosphären, Landschaften und menschliche Verhältnisse ihrer Zeit vermitteln.

Dominique Laure Miermonts Buch ist zuerst unter dem Titel *Annemarie Schwarzenbach ou le mal d'Europe* erschienen. Der deutschen Übersetzung ist vorangestellt, es seien hier „seit der französischen Erstveröffentlichung gewonnene Erkenntnisse“ (4) berücksichtigt worden.

Miermont schreibt, wie es auch der deutsche Titel bezeugt, für ein breiteres Lesepublikum, und ihr Buch kann insofern eigentlich kaum Gegenstand einer Rezension in einer wissenschaftlichen Zeitschrift sein. Die Fakten sind vielfach in der Art eines historischen Romans komplettiert („daß Gegensätze sich anziehen (...) könnte für niemanden besser zutreffen als für das Paar Renée und Alfred Schwarzenbach“, 25), Trivialitäten fehlen nicht („Klingt das nicht wie die Vorausahnung ihres eigenen Schicksals?“, 53), die Quellen wichtiger Aussagen, sogar von Zitaten bleiben oftmals unklar. Zeitweilig tendiert Miermont dazu, Annemarie Schwarzenbach vor fremdem Zugriff zu retten und ihr verstehend und helfend zur Seite zu stehen, wie das vor ihr so viele getan haben – in biografischer Gestik spiegelt sich häufig unreflektiert etwas vom Bezug der zeitgenössischen Umwelt zu den Porträtierten. Dass Miermont gewöhnlich von „Annemarie“ redet, ist angesichts von deren langem und später durch Clark-/Clarac-komplizierten Namen verständlich, wirkt aber manchmal allzu vertraulich.

Die Übersetzung ins Deutsche scheint dem Originaltext insgesamt angemessen, zuweilen (etwa 248) ist sie politisch weniger nuanciert als das Original, welches Annemarie Schwarzenbachs Leben schon im Titel in den Kontext des „mal d'Europe“ stellt. Merkwürdig ist, dass der Ammann Verlag Zürich nicht korrigiert hat, dass die sogenannte Zürcher ‚Goldküste‘, die Wohngegend reicher Leute, als „Goldene Küste“ bezeichnet wird, die Basler National-Zeitung als „Baseler“ und das Oberengadin als „Hochengadin“. Und die „Lesbierinnen“ gehörten heutzutage eigentlich in Anführungszeichen gesetzt.

Insgesamt kann das vorgelegte Buch, das auf reichen Quellen basiert, als Einführung in die Welt der Annemarie Schwarzenbach dienen. Begeistern kann es nicht.

Ruth Brand-Schock

Hundert Jahre Kampf um gleiche Teilhabe für Frauen – Ziele und gelebte Realität in Frankreich

Christine Bard (2008) *Die Frauen in der französischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts*. Köln: Böhlau (340 S., 29,90 Euro).

„Wozu eine Geschichte der Frauen?“, so fragt Christine Bard gleich zu Anfang ihres umfassenden Werkes über die Frauen in der französischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts. Frauen und deren Lebensrealitäten, so die Antwort der Autorin, blieben lange von der die Geschichtswissenschaft dominierenden Politik- und Ereignisgeschichte „der großen Männer“ ausgeschlossen. Auch in der

Wissenschafts- und Sozialgeschichte, die außerhalb Deutschlands bereits zwischen den beiden Weltkriegen verbreitet war, fanden Frauen trotz der Fokussierung dieser Forschungsrichtung auf Schichten oder Klassen in vergangenen Gemeinwesen nur untergeordnete Beachtung. Erst mit Beginn der Frauengeschichte wurde dieser androzentrischen Ausrichtung entgegengewirkt.

Christine Bard geht es insbesondere um die Herausarbeitung des „männlichen Machtmonopols“ (1) in Staat, Armee und Justiz, aber auch bei den gesellschaftlichen Gegenkräften wie Gewerkschaften und Oppositionsparteien. Zwei Kapitel über Kultur in den beiden Jahrhunderthälften widmet die Autorin Religion, Künstlerinnen, Intellektuellen und der Freizeitgestaltung.

Bard sieht in der Komplementarität einer als naturgewollt verstandenen und gesellschaftlich den Frauen zugeteilten Mutterrolle den entscheidenden Ausschlag für den gesellschaftlichen Ausschluss der Frauen. Sie fokussiert also insbesondere die Gleichsetzung von Geschlecht und Gender in den verschiedenen Phasen des Jahrhunderts, thematisiert jedoch nicht die Infragestellung einer Aufteilung aller Menschen in genau zwei Geschlechter. Dementsprechend gilt ein besonderes Augenmerk der Diskussion um die Gewichtung der weiblichen Mutterrolle und ihren Missbrauch zur Verunglimpfung weiblicher Erwerbstätigkeit in den verschiedenen Phasen des Jahrhunderts. Dabei werden jeweils verschiedene gesellschaftliche Strömungen und Bewegungen und ihr jeweiliger Einfluss in den verschiedenen Jahrzehnten betrachtet. Die Analyse umfasst die Entwicklung der politischen Rechte und Teilhabe der Frauen, gesellschaftliche Entwicklungen wie das Familienbild und Rollenverständnis von Männern und Frauen sowie damit einhergehend Idealbild und Realität weiblicher Erwerbstätigkeit. Dabei wird ausdrücklich auch das Privatleben betrachtet, distanziert sich die Autorin doch bereits im Vorwort vom Ausschluss des Privaten als Ausdruck einer auf die männliche Lebenswelt ausgerichteten Geschichtsschreibung.

Bard beginnt ihre Analyse des 20. Jahrhunderts mit dem 1. Weltkrieg und betrachtet die Entwicklung weiblicher Erwerbstätigkeit sowie deren gesellschaftliche Bewertung. Ein weiterer Aspekt ist die Entwicklung politischer Teilhabe, die sich vor allem im Kampf um das Frauenwahlrecht äußerte. Anhand dieses jahrzehntelangen Kampfes falsifiziert Bard die Sichtweise der neueren und neuesten Geschichte von Kriegen als beschleunigendes Moment weiblicher Emanzipation, da die Frauen die abwesenden Männer ersetzen mussten. So waren Frauen definitiv nicht bis 1914 auf das Haus beschränkt und haben sich keineswegs erst ab Kriegsbeginn abrupt in die Arbeitswelt und die Gestaltung des öffentlichen Lebens eingemischt. Stattdessen stellten Frauen bereits bei einer Volkszählung des Jahres 1906 rund ein Drittel aller Erwerbstätigen. Zwar wurde Frauenarbeit während des ersten totalen Krieges, bei dem auch das Hinterland mobilisiert wurde, von der Regierung als Ausdruck von Patriotismus begrüßt, jedoch setzte nach Kriegsende eine Welle des Ausschlusses von Arbeitnehmerinnen von ihren Berufen ein, so dass der Erste Weltkrieg letztlich keinen Schub für die Anerkennung weiblicher Erwerbstätigkeit bringen konnte. Auch auf politischer Ebene gab es schon ab 1901 parlamentarische Initiativen zur Einführung des Frauenwahlrechts, die jedoch mit Kriegsbeginn 1914 abrupt

abbrachen. Es sollte dann noch 30 Jahre dauern, bis die Französinnen endlich wählen durften, nachdem sie durch das Vichy-Regime während des Zweiten Weltkrieges einer weiteren Welle der Entrechtung durch die Familienmystik der Regierung ausgesetzt waren – die beiden Weltkriege verzögerten also die Erlangung weiblicher politischer Teilhabe um rund 30 Jahre.

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war weniger von scharfen Zäsuren geprägt als die Zeit bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Einen wesentlichen gesellschaftlichen Einschnitt stellten die neuen sozialen Bewegungen dar, die ab 1968 entstanden. Die Frauenbewegung bekam ab dieser Zeit wesentliche neue Impulse: Konkrete Ziele waren eine Legalisierung von Abtreibungen und die Einrichtung von Kinderkrippen, außerdem Rechte für gesellschaftliche Minderheiten wie Frauen. Eine weitergehende Forderung war eine Befreiung von der patriarchalischen Gleichsetzung von Frausein und Mutterschaft. Mutterschaft sollte eine bewusste Entscheidung sein und nicht ein *sine qua non* weiblicher Identität. Hier konnten zwar durch die Einrichtung von Krippen erhebliche Fortschritte verzeichnet werden – allerdings sieht die Autorin dies nicht als echten Schritt zur Gleichstellung, denn die niedrig bezahlten Stellen als Betreuerin in Krippen und Tagesmütter bleiben Frauensache (241). Spannend wäre hier noch eine genauere Darstellung der hierzulande als beispielhaft geltenden öffentlichen Betreuungsangebote für Kleinkinder und ihre Bedeutung für die weiblichen Erwerbsbiografien in Frankreich gewesen: Gab es im Jahr 2000 in Deutschland nur für 10 % der Kinder bis zu drei Jahren Betreuungsplätze, so waren es in Frankreich immerhin fast 30 %.

Während bei der Kinderbetreuung aber zumindest ein gewisser Fortschritt stattfand, zieht Christine Bard bei der Untersuchung der Gleichstellungskämpfe in der Arbeitswelt eine ernüchternde Bilanz: Im Gegensatz zu den großen Hoffnungen an die Präsidentschaft des Sozialisten François Mitterrand war die Realität sogar von einer rückschrittlichen Entwicklung gekennzeichnet: Ab 1983 förderte die Regierung verstärkt Teilzeitarbeit, die insbesondere von Frauen geleistet wird. Diese Art der Vereinbarkeit von Familie und Beruf untergrabe die berufliche Gleichstellung und tue dies auch weiterhin, so Bard. Mit dem allgemeinen Verfall der Gewerkschaftsbewegung und dem Rückgang feministischer Positionen einher ging ab den 1980er Jahren ein bis heute fortbestehender Trend zu prekären Beschäftigungsverhältnissen, häufig in Teilzeit und mit atypischen Arbeitszeiten. Das Lohngefälle zwischen den Geschlechtern besteht fort. Daneben besteht auch in Frankreich der vielfach quantifizierte stark unterschiedliche zeitliche Einsatz für Kinderbetreuung und Hausarbeit von Frauen und Männern fort.

Fazit der Betrachtung der Frauengeschichte im Frankreich des 20. Jahrhunderts ist eine Entwicklung von einer Gesellschaft, die die Segregation der Geschlechter organisiert, hin zu einer Gesellschaft, die begonnen hat, die Beteiligung von Männern und Frauen in vielen Bereichen umzusetzen, die Parität anstrebt und zumindest prinzipiell Rechtsgleichheit garantiert.

Christine Bard hat eine umfangreiche und detaillierte, anhand zahlreicher Quellen empirisch genau belegte Betrachtung der Situation der Frauen verschie-

dener Gesellschaftsschichten und ihrer Veränderung vorgelegt. Besonders positiv ist dabei die differenzierte Darstellung der verschiedenen gesellschaftlichen Strömungen, die parallel existierten und unterschiedliche, teilweise gegensätzliche Ziele vertraten. So setzten sich beispielsweise gerade in den frühen Phasen des Jahrhunderts keineswegs alle Frauenverbände für eine Aufwertung oder überhaupt Ermöglichung von Frauenerwerbstätigkeit ein. Stattdessen hatten konservative, katholische Vereine, die eine Förderung einer ausschließlich auf Mutterschaft orientierten Frauenrolle forderten, erheblichen Zulauf. Während des Ersten Weltkrieges forcierten auch manche Frauenverbände die Unterbrechung der Diskussion um die Einführung des Frauenwahlrechts.

Ergänzt wird der Band durch thematisch geordnete Literaturempfehlungen, ein Glossar und ein Register, die erheblich zur Lesefreundlichkeit beitragen.

Britta Voß

Geschlechter(re)konstruktionen im und nach dem Nationalsozialismus

Elke Frietsch/ Christina Herkommer (2009) Hg. *Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, „Rasse“ und Sexualität im „Dritten Reich“ und nach 1945*. Bielefeld: transcript Verlag (456 S., 35,80 Euro).

Die Rolle von Frauen im Nationalsozialismus und ihre mediale Repräsentation (in der Nachkriegszeit) fand in der Forschung lange Zeit nahezu ausschließlich zweierlei Ausdrucksformen: zum einen als Opfer, passive Dulderinnen einer frauenfeindlichen NS-Politik und Unterdrückte, zum anderen als Täterinnen aus Überzeugung oder als fanatisierte Mutterkreuzträgerinnen, deren „gesteigerte Hingabefähigkeit“ Hitler „erkannt“ (Joachim C. Fest (1993): *Das Gesicht des Dritten Reiches*, 356; hier zitiert: 14) und für seine Zwecke eingespannt habe. Darüber hinaus beschäftigt sich ein Gutteil der feministischen NS-Forschung mit dem Blick auf Täterinnen und Opfer in der Nachkriegszeit, der nicht selten weibliche Täterschaft als normabweichend ‚unweiblich‘ pathologisierte und somit einer differenzierten Analyse entzog. Gegen diese Opfer-Täterinnen-Dichotomisierung der nicht verfolgten Frauen im Dritten Reich wendete sich die Frauenforschung früh, wenngleich sich der Forschungsfokus in den Anfängen weiterhin auf die Analyse des patriarchal-nationalsozialistischen Herrschaftssystems und seiner (vermeintlichen) Ausschlusskriterien weiblichen Engagements (und somit auch Täterschaft) richtete. Die Annahme eines strukturell erzwungenen Opferstatus der nichtjüdischen deutschen Frauen erfuhr im Zuge der feministischen Kritik an der Theorie von der grundsätzlichen Geschlechterdifferenz eine entscheidende Revision: Die Täterschaft von Frauen wurde erstmals sichtbar gemacht, allerdings ohne die zu Grunde liegenden Parameter der Zweigeschlechtlichkeit kritisch zu hinterfragen. Erst die dekonstruktivistische Theorie erlaubte eine Freilegung historisch kontingenter, sozial konstruierter Geschlechtermodelle, die ihrerseits zu einer Auffächerung des wahrgenomme-

nen Handlungs- und Darstellungsspektrums von Frauen zur NS-Zeit führte. In jüngster Zeit sind vor allem Studien zu den Möglichkeiten von Frauen, im NS-Staat aktiv ihre Karriere zu gestalten, entstanden, die die bloße Einordnung in das Opfer-Täterinnen-Schema überwunden haben.

Diese Entwicklung der Geschlechterstudien im Rahmen der NS-Forschung zeichnen die Herausgeberinnen in ihrer Einführung kritisch nach. Der Sammelband, der auf eine interdisziplinäre Tagung an der Freien Universität Berlin im Jahr 2007 zurückgeht, hat das Anliegen, in der NS-Forschung mitschwingende Essentialismen aufzulösen und biologistische Geschlechterdifferenzen in der Täter- und Opferschaft sozio-politisch zu analysieren. Der Beziehung zwischen Geschlecht und Nationalsozialismus wird dabei auf drei Ebenen nachgegangen: Zunächst wird nach den unterschiedlichen Zugriffen der Geschlechterforschung auf den Nationalsozialismus gefragt. So widmet sich Johanna Gehmacher in ihrem konzisen Aufsatz „Im Umfeld der Macht: populäre Perspektiven auf Frauen der NS-Elite“ den so wirkmächtigen wie viel gescholtenen (Fernseh-)Bildern von ‚Hitlers Frauen‘. Sie zeigt auf, dass es nicht so sehr die Abwesenheit der Frauen in der (wissenschaftlichen oder populären) Beschäftigung mit der NS-Zeit ist, die eine differenzierte Wahrnehmung verhindert, sondern vielmehr die stereotypen Bilder der NS-Elite-Frauen wie Eva Braun, Magda Goebbels oder Henriette von Schirach. Das Versprechen, über den banal-privaten (bzw. wie Gehmacher im Anschluss an Silke Wenk argumentiert „pornografischen“, 62 f.) Zugriff auf die vorgeblichen heimlichen Geliebten, Verehrerinnen Hitlers bzw. Frauen der NS-Granden ein tieferes Verständnis für die Machtmechanismen des Nationalsozialismus zu erlangen, erweist sich als verharmlosender Trugschluss. Auch die Täterforschung zum Nationalsozialismus (Michael Wildt, Harald Welzer in Deutschland u.a.), die mal funktionale, mal strukturelle oder aber ideologische Aspekte der NS-Verbrechen als Erklärungsmodell dominant setzt, hat sich um die Einbeziehung des Geschlechterkonzeptes nur punktuell verdient gemacht, wie der Aufsatz von Lerke Gravenhorst „NS-Verbrechen und asymmetrische Geschlechterdifferenz: eine kritische Auseinandersetzung mit historischen Analysen zur NS-Täterschaft“ belegt. Demnach muss die als selbstverständlich hingenommene Annahme, nach der die männlich-weibliche Verbrechensbeteiligung ungleich verteilt war, dringend auf ihre historisch kontingenten und eben nicht allein in den scheinbar biologisch unterschiedlichen Möglichkeiten und Sozialstrukturen untersucht werden (wie z.B. die männerbündischen Strukturen der NSDAP).

Ein zweiter Teil des Bandes analysiert daher auch die juristischen, sozialen und kulturellen Geschlechterdifferenzen im Dritten Reich, ihren Medialisierungen und Handlungsräume. Brigitte Hamann problematisiert in ihrem Aufsatz „Sexualisierte Gewalt gegen Frauen während der NS-Verfolgung“ z.B. die ideologische Verknüpfung von Sexismus und Rassismus am Beispiel unterschiedlicher Gewaltanwendungen wie der erzwungenen Nacktheit, der Zwangssterilisation oder dem Scheren des Kopfhaares im Konzentrationslager Ravensbrück. Damit differenziert sie die dem Nationalsozialismus pauschal nachgesagte Misogynie in ideologisch unterschiedlich aktualisierte Varianzen der antisemitisch, antiziganistisch oder eugenisch konnotierten Frauenfeind-

lichkeit. Der anschließende Aufsatz „Maskulinität und sexuelle Ausbeutung: Bordellgänger in Konzentrationslagern“ von Robert Sommer beleuchtet die bislang kaum beachtete Seite der sexuellen Erfahrungen von Lagerhäftlingen, deren Bordellgänge der Autor als Versuch einer Rekonstruktion der im KZ zerstörten sexuellen Identität wertet.

Ein drittes Themenfeld widmet sich schließlich dem sozialen Gedächtnis und der Identitätspolitik nach 1945, auch hier wiederum gegliedert nach der juristischen (und historiographischen) Aneignung des Geschlechterkonzepts, der medialen Aufbereitung und persönlichen Handlungsräume. Ein Schwerpunkt liegt hierbei zwangsläufig auf der Benennung und Entlarvung geschlechterstereotyper Bilder, wie sie Simone Erpel in ihren Ausführungen „Vom Nutzen eines Klischees: Das Bild der unschuldigen Aufseherin in den Verteidigungsstrategien des letzten britischen Ravensbrück-Prozesses 1948“ präzise herausarbeitet. Anette Dietrich und Andrea Nachtigall („Was Sie schon immer über Nazis wissen wollten...“: Nationalsozialismus und Geschlecht im zeitgenössischen Film“) wiederum haben Blockbuster des NS-Gedenkens wie *Schindlers Liste* und *Der Untergang* auf geschlechtliche Repräsentationen hin angesehen und nachgewiesen, wie sehr insbesondere die weiblichen Metaphern entweder zu einer „Feminisierung von Faschismus“ (64, in Anlehnung an Studien von Irit Rogoff und Kathrin Hoffmann-Curtius etwa zu filmischen Darstellungen wie der Figur von Magda Goebbels in *Der Untergang*) oder aber zu einem sinnstiftenden Versöhnungsangebot mit der Vergangenheit (die Darstellung Hitlers Sekretärin Traudl Junge in *Der Untergang*) führen.

Den Herausgeberinnen ist es gelungen, die so augenfällige wie schwierige Verknüpfung von Geschlecht und Nationalsozialismus klar zu strukturieren. Die theoretische Annäherung ebenso wie die einzelnen Fallstudien stellen eine Zugangsform dar, die dem Thema signifikant mehr Tiefenschärfe verleiht. Es ist der interdisziplinäre Ansatz, der hier so gewinnbringende Erkenntnisse ermöglicht und die eingangs problematisierte Täterinnen-Opfer-Dichotomisierung obsolet macht. Dem von den Autorinnen und Autoren formulierten Forschungsdesiderat der differenzierten Auseinandersetzung mit der Kategorie des Geschlechts im (Gedenken an den) Nationalsozialismus wird sich in diesem Band beispielhaft angenommen.

Gertraud Lenz

Philosophisch-theologische Überlegungen zu einem anderen Zusammenleben am Paradigma der weiblichen Stadt – eine Buchnotiz

Andrea Günter (2007) Welt, Stadt, Zusammenleben. Pluralität und Geschlechterphilosophien. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag (231 S., 26,00 Euro).

In ihrem in mehrfacher Hinsicht auf die Welt gerichteten Buch unternimmt es Andrea Günter, die Stadt und damit das Zusammenleben von Menschen neu und anders: von ‚weiblichen‘ Prämissen her zu denken. So wird die Stadt vorgestellt als ein Raum der Pluralität, der Freiheit und des Werdens; von ihren Anfängen her ist die Stadt ein Raum des Sozialen, der gelebten Beziehungen, doch insbesondere auch der Individualisierung und kulturellen Entfaltungsmöglichkeiten für Frauen. Sie bildet damit den Gegenpol zur Organisationsform des normierenden, vereinheitlichenden, Macht ausübenden Staates.

Die Stadt fungiert als philosophisches Denkbild, in dem der Wandel vorherrscht, das Weltliebe und Gebürtigkeit im Sinne Hannah Arendts als Ausgangspunkte für eine frei gestaltete Bezogenheit der Menschen aufeinander entfaltet und in dem Differenz als Möglichkeit der Verschiedenheit in der Gemeinsamkeit angenommen wird. Günter bearbeitet ihr Feld in interdisziplinärer Weise von philosophischen, theologischen, (städte-)soziologischen, anthropologischen, politischen und, in allem, feministischen Zugängen her. Ihre Denkwege münden schließlich in eine Ethik der Pluralität und der Temporalität, in der Lebensbedingungen und Konventionen stets neu betrachtet und verhandelt werden müssen und können, um Gerechtigkeit, die gleichfalls niemals festgeschrieben ist, zu erlangen. Dabei sind die Menschen in ihrer Individualität und in ihrem aufeinander Angewiesensein gefragt.